

Ich schreibe diese Zeilen in Jaffa (Israel), wo ich seit gut zwei Jahren einen Teil des Jahres verbringe, und zwar ganz nah an der nach Nahum Goldmann benannten Strasse (einem in Deutschland aufgewachsenen und dort auch verstorbenem Zionisten), am Meer entlang, wo auch eines meiner Lieblingsrestaurants („Etzel Pini“) liegt. Die Vorstellung, nie mit Friedrich hier sitzen oder wandeln zu können, und mit ihm, an diesem so schönen, so geschichtsbeladenen, aber auch politisch und religiös so kontroversen Ort, reden zu können, über Musik und über die Welt, diese Vorstellung macht mich tieftraurig.

Friedrich Goldmann war einer der ersten Menschen, die ich kennenlernte, als ich 1973 nach Ostberlin kam, um für meine Dissertation über Hanns Eisler zu forschen und bei Paul Dessau zu studieren. Vom ersten Mal an tauschten wir uns lebhaft aus (ich erinnere mich an unsere allererste Diskussion, in der es um politisch engagierte Musik ging: als italienischer Kommunist und Eisler-Adept, mit einigermaßen militant vorgetragenen Gewißheiten, muß ich ihm, der als intelligenter Mensch, eher skeptisch war, wahrscheinlich recht naiv vorgekommen sein...), und der Dialog zwischen uns hat – mit einigen teilweise auch längeren Unterbrechungen – bis zum November 2008 vergangenen Jahres gedauert, als ich ihn das letzte Mal im Krankenhaus besuchen konnte.

Im Lauf der Jahre hat sich eine stabile Freundschaft entwickelt, die auch Lina und Stefan und meine Frau Miriam einbezog. Bei unserer Hochzeit, vor 6 Jahren in Rom, waren Friedrich und Lina dabei.

Als Miriam ein paar Jahre vorher einmal in der Synagoge in der Berliner Pestalozzistrasse sang, war Friedrich dabei und war von Miriams Gesang sehr angetan. Ich war erstaunt, daß er Zugang zu dieser Art von Musik hatte. Doch warum eigentlich? Friedrich war ein ganz und gar aufgeschlossener Mensch. Erstaunt war ich zunächst auch über sein großes Interesse für Jakob Meyer-Beer, der sich später in Italien Giacomo Meyerbeer nannte und im jüdischen Friedhof an der Prenzlauer Allee begraben ist. Es ist schwierig, sich von diesem Komponisten ein richtiges Bild zu machen, weil er –zuerst durch die antisemitischen Attacken von Wagner, dann durch den Nationalsozialismus aus dem Bewußtsein verdrängt worden ist, und es gibt so gut wie keine vollständigen Partituren oder Aufnahmen seiner Opern. Friedrich, der einiges kannte, behauptete, daß es sich um einen erstklassigen Komponisten handle – und wenn er das meinte, gehe ich davon aus, daß es stimmt, denn Friedrichs ästhetische Maßstäbe waren hoch angesetzt. So habe ich seit langem vor, mich über Meyerbeer besser zu informieren.

Der leider zu früh unterbrochene Dialog mit Friedrich geht gottseidank mit seiner Musik weiter. An Friedrich Goldmanns Kompositionen habe ich immer geschätzt, daß sie frei von jeglichem Manierismus sind – sie sind klar, deutlich, direkt, und deswegen auch einfach. Wobei „Einfachheit“ die Gabe jener Komponisten ist, deren starke musikalische Persönlichkeit es ihnen verbietet, ihre Musik unnötig zu verkomplizieren. Bedeutende Musik ist eigentlich immer „einfach“, nämlich einleuchtend, wenn auch in gutem Sinne komplex (nicht kompliziert), d.h. reich an Bedeutungssträngen und Assoziationen. In Friedrichs Musik ist sowohl Ernst und Tiefsinn, als auch Witz; es ist eine klare, wesentliche Musik, die ohne modischen Firlefanz auskommt. Sie hat einen starken Bezug zur Tradition, ohne ihr subaltern zu sein: natürlich ist sie auch rückwärtsgewandt (wie sollten wir ohne Erinnerung auskommen?), sie ist aber bestimmt nicht retrospektiv. Es ist eine intelligente Musik, die sich aber nicht scheut, emotional zu sein: es ist wahrlich eine Musik der „emotionalen Intelligenz“. Es ist eine vitale, also letztlich optimistische Musik, die aber um die Fragwürdigkeit unseres ganzen Tuns und Treibens weiß...

In Friedrich Goldmanns musikalischer Welt fühle ich mich zuhause.

In der Erinnerung tauchen Momentaufnahmen unserer Begegnungen auf: in den Siebziger Jahren in Berlin (Ost), aber auch im schweizerischen Boswil, wo sich Komponisten aus dem Osten und dem Westen Deutschlands trafen – ich erinnere mich, daß z.B. Schenker und Rihm

dabei waren. Ein anderer Treffpunkt in dieser durch den kalten Krieg gekennzeichneten Zeit, waren die damals von Wilfried Brennecke geleiteten Kammermusiktage in Witten.

Anfang der Achtziger Jahre trafen wir uns in Mailand, wo ich damals wohnte, und als wir einen Ausflug zum „Mottarone“ machten, einem am Lago Maggiore gelegenen Berg, von dem man eine herrliche Rundumsicht über die umliegenden Bergmassive hat, wunderte ich mich, daß Friedrich sie alle kannte und benennen konnte!

Einige Male trafen wir uns in Montepulciano, bei dem von Hans Werner Henze gegründeten „Cantiere internazionale d'Arte“, wo ich damals im künstlerischen Beirat mitwirkte, um, gemeinsam mit drei anderen Kollegen (Klaus Huber, Harold Gramatges und Sergio Ortega) an einer gemeinsamen Komposition nach einem Text von Edoardo Sanguineti zu arbeiten.

Als ich 1988/89 am Berliner Wissenschaftskolleg war, kam Friedrich nach Westberlin und wir diskutierten bis in die tiefe Nacht: wir hätten zwar nicht gebraucht, uns an die Devise „in vino veritas“ zu halten, doch halfen uns bestimmt die 2-3 Flaschen Rotwein, die wir ausleerten, um uns ehrlich und kompromißlos zu unterhalten.

Kurz nach dem Fall der Mauer hatten wir beide in Frankfurt am Main zu tun, und ich nahm damals ein längeres Gespräch mit ihm auf, das sich, zwanzig Jahre danach, lohnen würde, zu veröffentlichen. Dann trafen wir uns natürlich in unregelmäßigen Abständen in wiedervereinten Berlin, wo er, als ich 1997 dort noch einmal ein Jahr verbrachte, wieder, wie schon früher, Musik von mir dirigierte.

Lina zeigte mir neulich ein kurzes Stück, von dem er sich neulich gewünscht hatte, daß es aufgeführt, ja uraufgeführt werden soll. Es ist ein Nachtrag zu „so fern, so nah“ und heißt auch „postscriptum (zu ... so fern, so nah ...)“. Am Ende des Stückes sind Datum und Ort vermerkt: September 1983, Salto di Fondi: das ist am Meer, zwischen Terracina und Sperlonga (100 km südlich von Rom), wo wir einmal auch einige angenehme und anregende Tage verbracht haben.

Die Vorstellung, nie mehr mit Friedrich zusammensitzen zu können, macht mich tieftraurig. Aber so ist das Leben: eine Kette von absurden und tragischen Momenten, das nur einige Momente utopischen Glücks – seien sie auch noch so rar und kurz – erträglich macht.

Gerne hätte ich ihm auch von meiner Entscheidung erzählt, die israelische Staatsbürgerschaft zu nehmen. Friedrich, der einen typisch jüdischen Namen trug, stand dem Jüdischen aufgeschlossen gegenüber. Er sagte mir zwar, daß er kein Jude sei, doch meine Vermutung ist, daß ihn mehr, als er wahrhaben wollte, mit jenen Urahnen verband, deren Identität sich im Laufe der letzten Generationen (wie viele mußten es laut nationalsozialistischer Rassengesetze sein, um nicht mehr als Jude zu gelten? Ich glaube nur drei, was angesichts einer Jahrtausende alten Tradition, sehr wenig ist ...) verändert hatte. Soweit man den Anderen akzeptiert, ist es freilich unwichtig, ob man Jude, Christ, Moslem, oder was auch immer ist – wichtig ist, daß wir als Menschen und Komponisten gemäß dem Beispiel jener Vorfahren von uns, die wir schätzen, zu leben und handeln versuchen.

Luca Lombardi